

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seefiger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sterbenselend war Moritz Gassel zumute, aber an Selbstmord dachte er doch nicht. Zurücktreten wollte er noch lange nicht! Aber seine Gedanken zu ordnen, dazu war die Einsamkeit dieser Ufer wie geschaffen.

Ein ganzes Jahr konnte er aus seinem Leben streichen. An eine feste Anstellung war nicht zu denken. Er blieb einstweilen weiter der provisorisch angestellte und widerwillig bestätigte Dorfschulmeister, der nirgends eine bleibende Stätte hatte. Am tiefsten aber griff ihn ans Herz, daß er sich Verlobung und Heirat aus dem Sinn schlagen mußte. Denn Moritz Gassel hatte in der Tat die Absicht gehabt, nach bestandener Prüfung bei August Knorred um Hedwigs Hand anzuhalten.

Und er stützte den Kopf in beide Hände und schaute regungslos in das schwarze Wasser zu seinen Füßen, in dem Felix Winter Trost und Erlösung von den Leiden dieses Lebens gesucht hatte.

Unterdessen war die Kunde von Moritz Gassels Unfall auch zu August Knorred gelangt, und er machte sich sofort auf, ihn zu trösten. Im Schulhaus traf er ihn nicht. Aber er fand ein paar Schulkinder, die ihn zurechtweisen konnten. Als er Moritz Gassel am Ufer des schwarzen Wassers hocken sah, beschleunigte er seine Schritte.

„Machen Sie mir keine Dummheiten!“ rief er ihn schon von weitem an.

Moritz Gassel lächelte bitter und reichte ihm die Hand.

„Ach was!“ meinte der Inspektor. „Sie gehen nächstes Jahr eben auf ein anderes Seminar. Dann wird es schon werden.“

„Wenn ich nächstes Jahr noch hier bin!“ sprach Moritz Gassel trübseelig.

„Das gibt's nicht!“ entschied August Knorred. „Der Herr Baron hat Sie berufen und der wird Sie auch halten.“

Und Moritz Gassel schöpfte wieder Mut, legte die Einladung für den jagdlustigen Kreischulinspektor zurecht und vergaß alles, was er sich vor Pfingsten in den Kopf gepropft hatte. Sein Garten verlangte dringend der Arbeit, und als ihm der alte Abraham zum dritten Male das Geld für den neuen Drahtzaun aufbrachte, da nahm er es. Am Sonntag nach Pfingsten aber spazierte er schon wieder mit seinen Schulkindern, die größeren Mädchen inbegriffen, über die Felder und durch den Wald, und Sebalbus Wohl schrieb wieder einen geheimen Bericht zur Hebung des Lehrstandes.

Als Moritz Gassel vom Baron die feste Zusage hatte, daß er niemals in eine Verlegung einwilligen würde, zog Moritz Gassel den Zaun um den Schulacker.

XIX.

Die großen, hundertjährigen Lindenbäume, die stolz und zahlreich den Schlosspark beherrschten, begannen sich mit einer Flut von gelbschimmernden Blütenknospen zu bedecken. Bis dicht auf den Rasen herunter senkten sie ihre zarten Zweige. Nur über den Wegen waren sie etwas höher gehalten, daß man bequem darunter hinspazieren konnte. Dauschig und verborgen waren jetzt diese gewundenen Gänge und vom süßen Dufte des prangenden Frühlings erfüllt. Die Nachtigallen waren zwar verstummt, dafür durchwühlten tausend und abertausend Bienen die stolzen Kronen der gastlichen Bäume und suchten schwirrend und hastig nach einer Blüte, die es sehr eilig gehabt hatte. Daß man unter dem Baume auf dem Rasen und schloß die Augen, so hörte man fernes Glockenläuten.

Fritz von Winkelberg, der mit der Sonne aufstand, stieß am lezten Naimorgen die grünen Fensterläden zurück, atmete den berausenden Duft des kommenden Sommers und schloß, geblendet von der grünen Lichtflut, die sich ins Schlafzimmer drängte, die Augen. Dann öffnete er leise die Tür zu seinem Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch, nahm eine Zeitung, sah hinein, ohne zu lesen und lauschte. Im nächsten Zimmer schliefen die Kinder. Auch da war eine Tür. Hedwig war schon bei ihnen. Cäcilie suchte wieder einmal vergeblich nach ihrem Strumpf, und der kleine Günther verlangte ziemlich stürmisch seine Milchsuppe. Der böshafte Strumpf fand sich endlich hinter dem Ofen. Hedwig schoberte ihn auf. Und zur Belohnung durfte sie Cäciliens lezten Traum hören. Der wurde ihr ins Ohr geflüstert. Aber es mußte ein lustiger Traum sein, denn es wurde da drinnen ausgelassen gelacht.

Fritz von Winkelberg hörte Hedwigs sanftes, klingendes Gelächter, und auch darin war ein fernes Glockenläuten. Wieder schloß er die Augen und lauschte regungslos.

Da sprang die Tür auf, und die beiden Kinder stürzten herein; Cäcilie voraus, Günther wackelte behäbig hinterher. Nach der glücklich überstandenen Lungenentzündung hatte sich der Zunge so gut erholt, als wollte er überhaupt nicht mehr krank werden. Er verlangte sofort, auf den Arm genommen zu werden, und Cäcilie, obgleich sie schon über sechs Jahre alt war, beanspruchte gleiches Recht. Der Vater hob sie beide empor, drückte sie zärtlich an sich und trat so ins Schlafzimmer, wo er Hedwig begrüßte. Seit Günthers Krankheit hatte sie dem Baron nicht wieder in die Augen geblickt. Wenn er mit ihr sprach, hielt sie den Kopf und die Lider gesenkt. Nur wenn seine Worte von Dankbarkeit überfloßen, stieg in ihre Wangen eine feine Röte. Doch sie erwiderte nichts.

Nach dem Frühstück zog Hedwig mit den Kindern in den Park, breitete auf dem größten Grasplatz, unter den Fenstern des Schlosses, einen Teppich aus und setzte den kleinen Günther mitten drauf. Cäcilie surrte wie eine wilde Hummel umher und pflückte Blumen. Hedwig hatte ihr diese Leidenschaft noch nicht abgewöhnen können. Der kleine Gün-

ther dagegen froh bald an den Rand des Teppichs und spielte „Kuh“. Mit beiden Händen ruspste er wahllos aus der guten Mutter Erde heraus, was ihm zwischen die Finger kam, und schickte sich an, die grüne Beute in den Mund zu stopfen. Hier aber griff Hedwig, die die beiden Kinder keinen Moment aus den Augen ließ, mit List und Vorsicht ein und beschwante ihn zu einem besseren Spiel. Denn wenn der kleine Mann merkte, daß man ihm nicht seinen Willen lassen wollte, dann konnte er einen wahren Feuerlärm anschlagen. Und wenn Cäcilie vom Herumtollen müde war, mußte Hedwig Märchen erzählen. Das verstand sie so gut, daß sogar der kleine Günther zuweilen die Ohren spitzte. Dazwischen kugelte er sich auf dem Teppich hin und her.

Fritz von Winkelberg sah diesem Treiben von seinem Fenster aus zu, bis sein Blut unruhig wurde und er zum Gute griff. Dann durchschritt er den Hof und die Stallungen, den Garten und die Scheunen, und besprach sich mit August Knorrek, der die Gerätschaften für die Ernte instand setzen ließ; aber in den Park wagte er sich nicht. Erst am Mittag traf er wieder mit Hedwig und den Kindern zusammen. Nach dem Essen brachte sie die Kleinen auf ein paar Stunden zu Bett. Doch auch dann ließ sie die Hände nicht ruhen. Cäcilie hatte eine besondere Geschicklichkeit, Löcher in die Strümpfe zu reißen, und dem kleinen Günther wurden Kleidchen und Jacken schnell zu kurz und zu enge.

Um diese Zeit entfloh Fritz von Winkelberg auf die Felder hinaus, als flüchte er vor sich selbst. Moriz Gassel wartete jetzt sehr oft vergeblich auf ihn, wenn er zum Schachspielen kam. Und zu Hedwig, die mit den Kindern auf der schattigen Terrasse saß, wagte er sich auch nicht. Seit seinem Prüfungunglück hatte er seine Unbefangenheit ganz und gar verloren. Das Gespräch, das früher so lustig zwischen ihnen hin- und hergesprungen war, stotzte bald, verlor sich im Gewirr der heimlichen Gedanken und versiegte. Manchmal saßen sie stundenlang nebeneinander, ohne ein Wort zu wechseln. Wenn Hedwig am Abend die Kinder zur Ruhe brachte und der Baron nicht gekommen war, ging Moriz Gassel heim. Hedwig reichte ihm die Hand, aber sie dachte an andere Dinge. Und auch am letzten Mai kehrte Fritz von Winkelberg erst nach Sonnenuntergang heim. Sein Herz hatte sich beruhigt. Er schritt, den Hut in der Hand, langsam durch den schweigenden Park, dessen Gänge vom schwachen Licht der Mondfische erfüllt waren.

Plötzlich hörte er rasche Schritte. Hedwig kam daher, eilenden Fußes, um durch den Gemüsegarten nach Hause zu gehen. Fritz von Winkelberg trat zur Seite, in den Schatten eines Lindenstammes. Sein Herz begann wieder zu klopfen. Er preßte die Hand darauf und rührte sich nicht. Hedwig huschte in der Dunkelheit dicht an ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken. Dann verklangen ihre raschen, leichten Schritte. Fritz von Winkelberg fiel schwer auf eine Bank und sah, bis ihn die kühle Nachtkluft schauern ließ.

Am nächsten Morgen begannen die Linden ihre Blüten zu öffnen. Erst scheu und zaghaft, als trauten sie der Sonne nicht recht. Am Mittag aber war ihr Mißtrauen besiegt. Veräuselt taumelten die Bienen durch das Duftmeer, und das Glockenläuten kam näher und näher.

Wieder stand Fritz von Winkelberg an diesem Abend hinter der Linde. Er schämte sich seines Laufchens, aber er handelte wie unter einem Bann. Diesmal kam Hedwig langsamer daher. Ihre Schritte waren zögernd, sie stockten. Endlich sank sie auf die Bank und seufzte tief auf. Sie dehnte ihre Arme auf der Lehne und strich sich mit dem Handrücken über die Stirn. Dann aber sprang sie auf und entfloh. Der Aufzug, den ihre flatternden Kleider erweckten, strich Fritz von Winkelberg kühl über die fiebernden Hände.

In dieser Nacht fiel ein feiner, warmer Regen und brachte die letzten Knospen zum Springen.

Und als der dritte Abend kam, stand Fritz von Winkelberg wieder auf seinem Laufschwert. Diesmal mußte er länger warten, denn die Ungeduld hatte ihn viel zu zeitig von seinem Spaziergang heimgetrieben.

Wieder schritt Hedwig mit stockenden Schritten über den knirschenden Kies der Parkwege. Hier und da blieb sie stehen und reckte sich in die Höhe, um einen Lindenast zu erreichen und die Blüten abzupflücken. Die sammelte sie in ihre Schürze. Als sie bei der Bank war, auf der sie gestern gefessen hatte, zog sie einen besonders starken Ast hernieder und beraubte ihn seiner duftenden Last, bis sie die Schürze gefüllt hatte. Dann setzte sie sich auf die Bank, drückte ihr Gesicht in die süße Bürde hinein, hob es nicht wieder

und begann leise zu schluchzen. Da trat Fritz von Winkelberg leise auf sie zu. Sie fuhr empor, und der Schreck lähmte sie. Silbern tropfte das Mondlicht durch die Zweige.

„Hedwig!“ rief er leise und setzte sich neben sie.

Langsam entglitten die Blüten ihrer Schürze. Sie rührte sich nicht. Ihre Lider waren geschlossen, und ihre Hände hingen schlaff herab.

Noch einmal rief er sie beim Namen. Dann berührte er sanft ihre linke Hand. Da löste ein schmerzhafter Seufzer den Bann, der auf ihr lastete, und sie sank haltlos gegen seine Schulter. Er legte die Arme um sie und hielt sie fest.

Das brachte sie zur Besinnung. Sie sträubte sich und wollte entschlipfen, doch er gab sie nicht frei.

„Kind!“ flüsterte er und zog sie an sich. „Was fürchtest du dich! Ich bin es ja. Sei ruhig, es geschieht dir nichts!“

Da gab sie das Wehren auf, aber ihr Kopf blieb gesenkt.

„Du hast geweint?“ fragte er sanft und richtete ihren Kopf in die Höhe.

Wieder quollen die Tränen aus ihren Lidern.

„Weshalb hast du geweint?“ fragte er drängender.

Da schlug sie die Blicke auf, schaute ihm seit langer Zeit zum ersten Male wieder in die Augen, schlang ihre Arme um seinen Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust. Leise rannen ihre Tränen, aber sie schluchzte nicht mehr. Regungslos und schweigend saßen sie beide wohl eine Stunde. Dann riß sie sich los.

„Ich muß fort!“ rief sie bestürzt.

„O nein!“ erwiderte er und in seinen Augen lachte es froh. „Dich soll mir keiner entführen. Du bist mein liebes Hausmütterchen und sollst es immer bleiben!“

„Herr Baron!“ stöhnte sie verwirrt und wollte ihre Hand befreien. „Bitte, bitte, lieber Herr Baron, lassen Sie mich fort!“

„So leicht entkommst du mir nicht!“ flüsterte er und zog sie auf seine Knie. „Morgen abend bin ich wieder hier. Und drüben erzählst du nichts!“

„Aber wenn Vater es erfährt!“ erwiderte sie furchtsam.

„Das laß nur meine Sorge sein!“ tröstete er sie.

„Diesmal muß er sich ergeben. Denn wenn er mir Späne macht, setz ich ihn auf die Straße!“

Hedwig stieß einen leichten Schrei des Schreckens aus.

„Märchen!“ begütigte er sie. „Ich werd's nicht tun. Aber ich drohe ihm damit, wenn er nicht klein beigibt. Ich weiß genau, was ich an meinem August Knorrek habe. Bis dahin sei sein Schweigsam, damit uns niemand stört!“

Sie nickte nur, und es lag Trotz in dieser kurzen Bewegung. Da preßte er sie an sich und küßte sie dreimal auf den blühenden Mund.

„Auf Wiedersehen, Hausmütterchen!“ sprach er lächelnd und gab sie frei. Durch die silberne Dunkelheit taumelte sie davon. Mit zitternden Knien erreichte sie die Tür ihres Vaterhauses und lehnte sich bebend an den Pfosten. Endlich raffte sie sich auf und trat ins Zimmer.

„Du kommst heute spät!“ sagte der Vater und schaute von seinem Kreisblatte auf. Die Kreuzzeitung war vor einigen Wochen plötzlich ausgeblieben, und am Tage hatte er jetzt keine Zeit zum Lesen.

Hedwig erjand eine Notlüge, aß ein paar Bissen und ging bald zu Bett. Aber den Schlaf fand sie erst in den Morgenstunden.

Diesmal erjachten der Baron im Schlafzimmer seiner Kinder, als er Hedwig eintreten hörte. Er wach den ganzen Tag über nicht von ihrer Seite, plauderte mit ihr und weidete sich an ihrer Befangenheit. Am Nachmittag erst ließ er sie mit den Kindern allein.

„Kommst du?“ fragte er leise, daß es der kleine Günther nicht hören konnte.

Sie sah ihn hilflos an und nickte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Krieg.

Seeffizze von Hans Fr. Blund.

Schon Hans Appens Vater und der alte Detlef Brand hatten eigen unverdächtige das gegeneinander getragen. Niemand wußte, woher der kam und wie er entstanden war, und die beiden selbst erinnerten es wohl kaum. Aber die Leute wußten: wenn einer von ihnen in der Schänke war, durfte der andere nicht dazu kommen, durften auch seine Freunde nicht hinein. Denn im Traum

ging der Haß weit über den einzelnen hinaus. Und als die beiden sich einmal einmüßig auf der Straße getroffen, hatte ein Wortwechfel begonnen, der erst damit endete, daß Dettlef Brand und der alte Groverführer Jan Appen bewußtlos liegen blieben.

Das Gericht hat später dem Erken die Schuld zugeschoben, er hat ein oder zwei Jahre allein für sich verbringen müssen. Aber was macht das aus, wenn der Haß schwellt zwischen zwei Geschlechtern. Denn Hans Appen, der Jüngere, der heramwuchs, erbte ihm wie er die biden knoigen Stirnabern von seinem Vater hatte. Und die kleine Wieb, die mütterlos auf Dettlef Brand's Grover heramwuchs, hörte nur das eine wieder und wieder, das über ihr alltägliches Leben hinausragte: Den unerbittlichen Zorn gegen die Appens. Und sie lernte bald, daß, wenn der Holzsewer von Schweden kam, Dettlef Brand's Freunde kamen und Aht gaben, daß er nicht von Bord ging, daß in den Tagen viel getrunken wurde, und daß die Männer mehr als einmal hinübergeröhiten zu dem braunen hochgestapelten Schwedenfahrer, der totenstill an der Mole lag und sich wohl ängstlich duckte, wenn er das Särcien hörte. Und Wieb Brand, die sich hinüberblüete, wunderte sich, daß der andere so ruhig liegen blieb und sich nicht verdroch vor der Mut all der härtigen Fühler, die mit ihrem Vater zusammenfahen.

Denn, als Wieb schon lange Kleider trug und auf dem Grover anpanden mußte wie ein Bestmann, brachte ihr Dettlef Brand eines Tages eine Zeitung mit, in der stand, daß der braune Holzsewer gefunken sei, und daß von den vier Mann, die an Bord gewesen, nur Hans Appen, der Jüngere, halbtot vom Schiff geholt sei. An dem Tag trank der Seefischer nicht, sondern lag lang ausgestreckt an Deck und grübelte vor sich hin. Wieb Brand aber wunderte sich und in ihren aufstiegender Gedanken sah sie den Sturm und die Not des Schwedenfahrers, sah die Seen, die Jan Appen über Bord spälten und den Jung, und sah das Boor, das Hans Appen aus dem Mast holte, gerade, ehe der Grover zerbrach. Wie Hans Appen wohl aussah? Ob der ebenjo war wie das Bild, das sie von ihm in ihren Gedanken trug?

Es ist eine lange Zeit vergangen, bevor Wieb Brand ihn gesehen hat. Auf dem Jahrmarkt ist's gewesen, irgend einer hatte ihr klärtig einen Namen genannt, und das Mädchen hatte voll Schreden gefühlt, daß es Jan Appens Sohn war, der drüben mit seinen Gesellen zusammen war. Und daß er fast genau so war, wie sie sich ihn gedacht hatte. Nur etwas größer schen er, und straffer und lustiger.

Sie hatte sich heimlich fortgeschlichen vom Grover, denn Dettlef Brand hätte ihr nie erlaubt, den Markt zu besuchen: er litt nicht, wenn sie sich duckte. Sein Jung und sein bester Ruderknecht war sie für ihn, was wollt' der unter den Frauenkleuten? Für das Mädchen aber war das wie ein Rausch, den einen zu sehen, dessen Bild all ihre jungen Gedanken wieder und wieder geseidnet hatten, heimlich und sorgig, aber nie ohne wildes begehrendes Mannestum. Und nun sah sie ihn mit solcher Reugier ohne Scheu Angst.

Wie kam, daß Wieb Brand Hans Appen lieb gewann? An jenem Tag sprachen sie sich zuerst, lachend und trozend. Und als Hans Appen im nächsten Jahr vor der Best heimkehrte, um zum Markt zurecht zu kommen, sagte er ihr, daß er sich vorgenommen hatte, sie wiederzusehen. Und er kam noch einmal, und Wieb Brand schien, als begänne die Welt erst mit dem Tag an, an dem sie den anderen zuerst gesehen hatte. Und dann eines Tages, als Hans Appens Grover wieder aus dem Hafen fuhr, war Wieb Brand sein Weib und stand am Großsegel, so wie der Knecht vorher.

Seit dem Tag glaubte Dettlef Brand, daß er Hans Appen erschlagen dürfe.

Aber die beiden wühten sich wohl zu wahren, fuhren lange zwischen fremden Häfen, und der Seefischer, der von der Doggerbank bis zur Eismündung kreuzte, sah nichts mehr von Wieb und von dem Schwedenfahrer. Nur in Gedanken folgte er ihnen, so wie sich ein Brand über die Heide frist, sagte hinter Hans Appen her, und in seiner Kajüte sog er bunte Striche über die Karte, wenn er aus Zeitungserichten über den Holzsewer erfuhr. Seine Tochter hatte er fast vergessen. Seitdem er den etnaugigen Beer Stöwer an Bord hatte, der auch ein guter Bestmann war, entbehrte er sie wenig. Hatte die denn überhaupt Schuld, war's nicht ein Appen, der andere, hatte der sie nicht sinnlos gemacht, oder bewußtlos, als er sie an Bord schleppte? Natürlich, das hatte er wohl, und Dettlef Brand's Sache war's, den dafür zu strafen, der ihm seine Tochter genommen hatte. Hatte Jan Appen ihm nicht auch den Knecht genommen, damals, als sie sich halbtot schlügen? Aber jetzt hatte er ja ein Recht dazu! Ja, das hatte er wohl!

Eine lange Weile dauerte es, bis Hans Appen sich wieder vor die Elbe wagte. Wieb hatte ihm drüben in Schweden einen Jung geboren. Da waren Kriegserichte durch die Welt gegangen und er fuhr heim, um das Schiff sicher zu legen.

Ueber die Nordsee fuhr ein leichter Nordwest, jagte lange tiefgrüne Bogen über die Weite und trieb eine falsche leuchtende Luft zum Vand. Die Sonne schien hell aus dem graublauen Himmel und weckte tausend gelbe Flecke, die in wunderlichem Deerbann von Gisch zu Gischtronen sprangen und sich wie eine bunte Kette um Hans Appens Grover legten.

Der Schiffer steht an Steuer und das junge Weib vorn an der Rod. Sie wissen, daß der Krieg gekommen ist, ein Torpedoboot

hat sie gewarnt, und nun streben sie der Elbe zu in wunderlichen Gedanken. Hans Appen soll sich sofort stellen, er wird bald auf irgend einem Kriegsschiff sein, weit von Wieb und von seinem Schiff.

Der Grover läuft vorm Wind und die junge Frau hat Zeit, mit dem Kind zu spielen.

Drüben laufen drei Fischerkutter vor der Kurve. Die wissen wohl nichts von den Englischen, halten auf die Eismündung zu wie sie, aber süßlicher, als wollten sie jemals von Helgoland vorbei. Da kommt ein Ruf vom Ruder her, daß das junge Weib auffährt und ängstlich hinüberhört.

„Kennst du Ewer, Wieb?“ Sie versucht die Zahlen zu lesen. Die Fahrzeuge sind näher gekommen, und es gelingt ihr mit Mühe, 67, 84 und 85 stehen oben im braunen Tuch. Einen Augenblick fährt sie erschrocken zusammen, aber dann lacht sie über ihre eigene Angst.

„Rechts ist Vaters Kutter, Hans.“ Der nicht, will zu ihr hinüberlachen und sieht nur, wie sich seine Füße kramphen. Ihm ist, als sei 85 ausgeschoren, hätte die Karre eingezogen und hette auf den Holzsewer. Warum weint das Kind? Ach so, Wieb spielt nicht mehr mit ihm. Die sieht mit großen Augen zu den Seefischern hinüber. Was sie wohl denkt? Ob sie Angst hat? Und sie hatte doch so viel Mut, damals, so viel Mut! Hans Appen lacht leise vor sich hin wie in einer glücklichen Erinnerung. War genau solch' Wetter gewesen als sie hinausfuhren und in der Frühe unter Helgoland kamen. Hatten sie damals nicht auch nach allen Fischerkuttern geschüet, die hinter ihnen aufkamen, und laut gelacht, als sie ihren eigenen Weg nach Norden fuhren? Und als die anderen zurückblieben, kleiner und kleiner in der grauen Kimmung. Ganz laut hatten sie gelacht. Ja, das hatten sie.

Und jetzt ist Krieg mit den Englischen? Gut, daß sie's denen bald geben dürfen! Hat Wieb auch gesagt. Wie die doch die Englischen haßte!

Hätte er doch einen Knecht mitgenommen, aber er hat keinen bekommen können, und hatte es noch einmal mit Wieb gewagt. Hans Appens Blick gleitet plötzlich über das Deck, als suchte er irgend etwas, das er in die Faust nehmen könnte. Warum schreit Wieb, was sagt sie? Die Segel können ja! Ach so, der Kutter da drüben, was will der? Der legt sich ja gerade in ihren Weg, warum tut er das?

Hans Appen lachte plötzlich trostlos auf, nahm das Ruder fester in die Faust und versuchte unruhig das Schiff in bessere Fahrt zu legen. War die gewünschte Holzladung nicht! Die bohrte den Bug in die See, daß er kaum Luft holen konnte. Was sollte Wieb? Sie war doch nicht ängstlich, jetzt, nach all der Zeit, die sie zusammen gewesen waren? Ach so, des Kindes wegen. Was sagte sie, sie winkte. Natürlich, der Grover kam näher, der kreuzte ihre Fahrt, irgendwo geradeaus. Als ob Dettlef Brand sie laufen ließ! Der junge Schiffer schrie plötzlich etwas nach vorn, riß die Seiten an und warf das Ruder herum.

Warum tat er das? Hatte ja wenig Zweck, war der Kutter nicht doppelt so rasch wie der schwere Grover? Aha, der folgte ihm schon! Warum weinte Wieb?

Dumme Deern, er wollt's dem Alten schon zeigen, wenn er kam! „Bring das Kind hinunter!“

Der Himmel sieht eisblau mit gläsernen grauen Sträufen. Die Wellen springen höher und der Wind reißt die Gisch von den Rämmen wie weiße, flatternde Fahnen. Scharf zum Grover jagt der Kutter, kommt näher und näher, als wollte er den Steeren tief in den Holzsewer bohren. Was will der? Warum ruft da keiner, als wäre niemand an Bord? Hans Appen reißt noch einmal mit aller Kraft das Steuer herum, zerrt an den Schooten und muß den Besan doch schlagen lassen, ein, zweimal, bis Wieb zu Hilfe kommt. Da geht der andere über Staal und kommt von Steuerbord hinter seinem Deck auf, ganz dicht, näher und näher. Warum ist niemand an Bord da drüben, Wieb soll nach unten gehen! Hans Appen bindet das Ruder fest, er hat eine Spiere in der Faust. Wieb soll nach unten, verwünscht, ist die unsüchtig. Was will sie?

Was will der andere mit der Leine, der Bestmann da drüben, ist der verrückt? Herrgott im Himmel, der fährt ja mit dem ganzen Geschirr hinein.

Ein Krachen ist das, als ob beide Schiffe bersten wollten. Ob der Kutter das aushält? Der Grover schafft's! Aha, der Besan drüben, der mußte drauf? Natürlich. Aber das ist jetzt einerlei. Das mußte doch einmal sein zwischen ihm und dem Fischer, so wie zwischen Jan Appen und Brand. Wenn er ihn doch erst vor sich hätte! Wo ist Wieb? Die ist wohl unten mit dem Jung?

Aha, jetzt kommt der Alte! Wie der aussieht! Der ist ja blau im Gesicht! Hans Appen lacht plötzlich und kramst die Faust fester um die Spiere. Warum grinst der Einäugige dort drüben? Mit dem wird er auch noch fertig! Ob er Mut hätte?

Komm ran, Dettlef Brand, komm ran!“

Wie das brist und prasselt da vorne, das sind die Steeren, oder das Geschirr vom Großmast. Warum läuft der andere dahin? Ach so, der will herüberkommen! Oder jetzt ist er wohl schon da?

Er kann ihn doch nicht sehen vorm Segel! Wer steht! Warum kommt er nicht näher?

Hans Appen fühlt plötzlich, als bliebe sein Herz stehen. Wieb steht zwischen ihnen und hat Mut am Arm. Oder vom Hals ist

es, man kann's ja nicht sehen vor'm Sogel? Waren wohl Splitter vom Steeben!

„Dat 's bien Werk, Du?“ Sie schreit's ihrem Vater entgegen, so wie er sie noch nie gehört hat.

„Stah em dot!“ Dans Appen springt mit der Spiere vor, aber das Weib schleudert ihn zurück mit übermenschlicher Kraft.

„Se wäll op uns' Band, Badder; is Krieg! Wi hebbt keen Lieb vor bi!“

Wich freischt schräll auf, hält die Arme wie zum Schutz hoch, und der Fischer stert auf sie, scheint zu horchen, als traute er seinen Ohren nicht mehr.

„Krieg, Deern?“

„Krieg, Badder, mit England. Al Mannslüd sind nödig!“

„Krieg!“ Der Einäugige drüben jöhlt plötzlich laut auf vor Freude.

„Al hebbt wi nödig, dat geist um uns' Vand!“ schreit Wich. Und nach einer Weile: „Di of und em!“

Detlef Brand steht eine Weile wie unsinnig. Er reckt den freien Arm weit aus, streicht sich über den Wirbel, tastet ungläubig über die warme Haut der Tochter und schrickt plötzlich zusammen, als er das Blut süßen sieht. Einen Augenblick stiert er wieder in unsäglichem Wah auf den Schiffer und sucht seinen Blick. Da wimmert das Weib auf und steht taumelnd und totenbläß.

„Is Krieg, geh vun Bord, Badder, wi hebbt keen Lieb!“

Der sieht starr auf, wie über etwas Unfassliches, und dann, als siege eine wunderliche Freude in ihm auf, knurrt er wie ein Tier, schleiert ganz langsam zurück mit schweren gefangenen Nieren und springt auf den Mutter.

„Mit de Englischen, Deern?“

Nur der Einäugige grinst hinüber und versucht das Tauwerk zu kappen, um die Schiffe frei zu bekommen.

### Vermischtes.

\* Rose, Krieg und Tod. Die Rose erscheint uns als das Symbol der Jugendfrische, der Schönheit und der Liebe, aber im Volksglauben und in der Geschichte steht sie auch mit Krieg und Tod in Verbindung. So kennen wir aus der Geschichte Englands den Krieg der weißen und roten Rose, die lange Fehde der beiden Häuser York und Lancaster um den englischen Thron, der erst mit der Vermählung Heinrichs VII. mit Elisabeth ihr Ende fand. In der Soldatensprache früherer Zeiten kam für das Wort Blut oft das Wort Rose vor. Wir wollen Rosen pflanzen, hieß so viel wie wir wollen den Feind blutig zurückschlagen. Als im Jahre 1444 in der Schlacht von St. Jacob ein österreichischer Anführer mit den Worten: „Wir baden heute in Rosen“ auf die Schweizer einströmte, trat ihm ein Schweizer Hauptmann entgegen mit den Worten: „Da fröh' etne der Rosen“ und schlug ihn nieder. Auf einen ähnlichen Vorgang soll die Herkunft des heute noch bestehenden Geschlechts derer von Rosen zurückzuführen sein. Als der Ahnherr dieses Geschlechts einst aus drei Wunden blutend auf dem Schlachtfelde lag, soll er seinem Feldherrn geantwortet haben: „Ich habe drei Rosen gepflückt, die ich meiner Mutter bringen will.“ Als er dann wieder genas, wurde ihm der Name von Rosen beigelegt. Aber auch als Strauch auf Gräbern ist die Rose oft anzutreffen, und bei den verschiedenen Völkern weisen Gedächtnisse darauf hin. Namentlich jungen Mädchen werden oft Rosensträucher aufs Grab gesetzt. So heißt es in einem sehrlichen Volksliede:

Wir zu Häupten sollt ich ihr  
Eine Rose pflanzen,  
Und zu meinen Füßen  
Eine Quelle leiten!  
Jüngling oder Jungfrau  
Pflück sich eine Rose,  
Und dem Alten küsse  
Seinen Durst die Quelle!

\* Die beiden größten preussischen Generale. Eine gewisse Berühmtheit wegen ihrer Grobheit hatten während der Befreiungskriege die beiden preussischen Generale von Horn (1792-1829) und von Dänneberg (1762-1818). Am löblichsten war es, wenn sie sich mit ihren Grobheiten gegenseitig traktierten und nun zu übertrumpfen suchten. Das war am Tage von Mödern der Fall, wo ihre beiden Brigaden nebeneinander vorrückten. Als Horn bemerkte, daß Dänneberg seine Marschrichtung änderte, sandte er einen Ordonnanzoffizier zu ihm. „Der General von Horn lassen ein geneigte Auskunft über die Gründe zu dero Bewegung erfragen“, meldete der junge Offizier. „Na, hören Sie mal“, sagte Dänneberg, „Sie, Herr Staubmacher. So hat der Alte nicht gesagt. Rauen Sie nur seine eigenen Worte nach. Also was hat er gesagt?“ -- „Der Herr General sagten: Reiten Sie einmal zum alten Dänneberg und fragen Sie, warum er wie ein Fahn auf dem Misthaß hin und her spaziert!“ „Na, warum nicht gleich so!“ sagte Dänneberg und gab seine Erklärung ab, worauf der Offizier zurücktrat und bei seinem General die gleiche Unterbrechung erfuhr, als er wieder die Dännebergschen Worte in die Fassung eines gebildeten Ordonnanzoffiziers zu bringen versuchte. Es half ihm nichts, er mußte Dännebergs Worte wiedergeben, welche lauteten: „Wenn das alte Hornvieh den Morast, den ich vor mir habe, nicht

steht, muß er selbst soviel Dreck in den Augen haben, daß ich auch nicht durchwaten könnte, wenn ich ihn vor der Front hätte.“ -- Bei einem Ball, den das Yorcksche Offizierkorps in Wiesbaden gab und bei welchem König Friedrich Wilhelm III. anwesend war, ließ Horn einigen jungen Offizieren, die sich nach seiner Meinung zu laut benahmen, sagen, sie möchten in Rücksicht auf die Anwesenheit des Königs ruhiger sein. „Selbst hier muß das Naschhorn Nasen austheilen“, meinte Dänneberg. Der König hatte das gehört, und da er nicht wußte, daß beide Generale sich in dieser Weise zu behandeln liebten und fürchtete, Horn könnte beleidigt sein, sagte er zu diesem: „Derber Wdh. Aber nicht übernehmen!“ „Nein, Majestät“, sagte Horn, „die alte Dännebergschneiderei kriegt auf jedem Misthaß nach Wdhörnern und kräht, wenn sie einen Dreckhaufen gefunden hat.“ -- „Lieber draußen krähen“, sagte der Monarch. „Zu Befehl, Majestät! Draußen soll ihm der Käfer vor dem Schandel abdrummen, ohne daß eine Stänkererei bis zu Allerhöchsth dero Nasen bringt.“

\* Eine Ausstellung „Wider die Fliege“. Im Regent Park zu London ist eine Ausstellung wider die Fliege (Anti-Fly-Exhibition) eröffnet worden, deren Zweck dahin geht, die Bevölkerung darüber aufzuklären, welche Gefahr die Fliege, und besonders auch die Hausfliege, für die Gesundheit darstellt. Einen Hauptplatz der Ausstellung bildet eine riesenhafte Darstellung der Hausfliege; in diesem Maßstabe machen die großen Paare an den Füßen es besonders deutlich, wieviel Schmutz die Insekten überall aufnehmen können. Weiter ist abgebildet, in welcher Weise sie sich auf unsere Nahrungsmittel setzen und sie mit ihren Füßen besudeln und wie durch ihre Lebensgewohnheiten allerlei Krankheitskeime in unseren Körper geraten können. Diese Keime sieht man in 1600facher Vergrößerung. Eine besondere Abteilung der Ausstellung gilt natürlich dem Kampfe gegen die Fliegengefahr. Da wird zunächst die Frage behandelt, wie man die Fliegen zu bekämpfen hat. Alle Abfälle sollen verbrannt oder vergraben werden. Man kann als Fliegenkalle einen Misthaufen gebrauchen, um den man trockenes Stroh legt. Die Larven kriechen dann in das Stroh hinein, um sich dort zu verpuppen, worauf das Stroh verbrannt wird. Aller Schmutz aber kann niemals auf diese Weise beseitigt werden und dann muß man doch zu infektentötenden Mitteln greifen. Von diesen wird eine mannigfaltige Auswahl vorgeführt: als besonders zweckmäßig wird eine Mischung von Rohpetroleum, grüner Seife und Wasser empfohlen. Reibt man sich mit dieser Mischung die Haut ein oder tränkt die Kleider damit, so ist das für die Abwehr von Fliegen wie auch von anderen Insekten vorteilhaft. Wie aber der Mensch selber bei diesem Geruche es aushalten und leben soll, darüber scheint die Ausstellung leider keine Auskunft zu geben.

### Büchertisch.

Die Russengruel in Ostpreußen bilden ein besonderes Kapitel in der Geschichte des Weltkrieges. An der Hand einwandfreien Materials bringt die soeben erschienene Nummer 3756 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ eine interessante kartographische Darstellung der durch die verschiedenen Russeneinfälle in Ostpreußen entstandenen Kriegsschäden. In farbigen Abbildungen, die eine Eigenart auch der Kriegsfeste der beliebten Leipziger Wochenschrift bilden, enthält die vorliegende Nummer zwei: Amandus Hauke, der in den ersten Wochen des englisch-französischen Angriffs auf die Dardanellen als einziger deutscher Künstler an Ort und Stelle im Granatfeuer eingehende Studien machen konnte, zeigt einen türkischen Schützengraben bei Rum-Kale, während Carl Dayd, selbst aktiver Kämpfer, zwei farbige Stimmungsbilder aus den Reihen unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen bietet. Mit großen Zeichnungen sind in dieser Nummer ferner vertreten: Poppe Hollert, Alex Kircher, Professor Wilhelm Schreuer, Walter Schreiber, Georg Lebrecht, Felix Schwormstädt, Professor Ludwig Koch, M. Ledell, Ernst Lübbert und Emil Ummel, alles auf Grund persönlichen Erlebens entstandene Arbeiten. Von den textlichen Beiträgen heben wir in erster Linie die Aufsätze von Professor Dr. Naden „Die Kohlenhänge der kriegsführenden Mächte“, mit drei Karten, und Professor Dr. J. Jastrow „Die Arbeiterschaft und der Krieg“.

### Charade.

Mein Erstes möchte der Beringsste sein,  
Doch mancher sich umsonst d'rum Nähe macht.  
Mein Zweites dringt dir in dein Kämmerlein,  
Verläßt es aber meistens in der Nacht.

Aus meinem ganzen wußten uns're Zeiten  
Ein hochmodernes Schlagwort zu bereiten.  
Das offenbart sich nun als Farbendichtung  
Von einer etwas vielumstrittenen Richtung.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:  
Fee — Eier — Reis — Irene — Reie — Nemmer;  
Ferien.